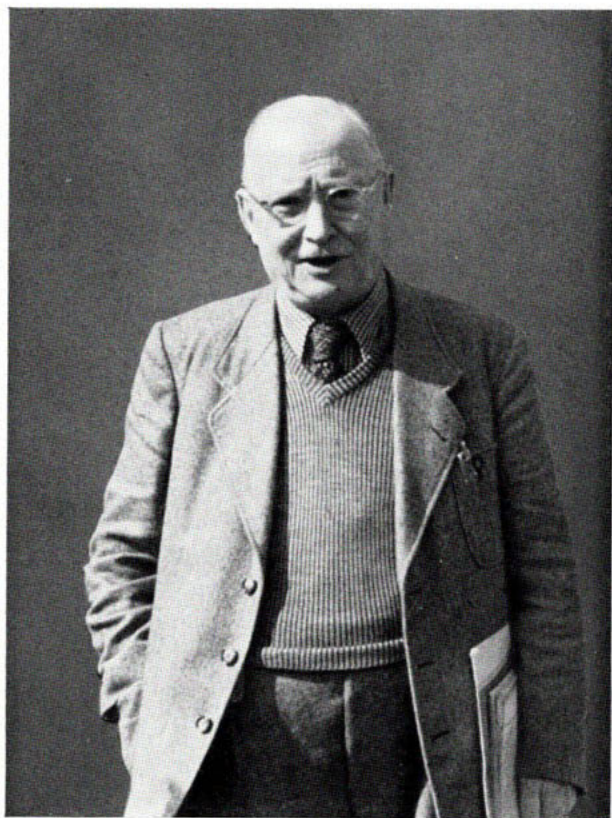


BEHRMANN · DER WEITEN WELT WUNDER



Walter Behrmann

WALTER BEHRMANN

DER WEITEN WELT WUNDER

Erlebnisse eines Geographen in Fern und Nah

Mit einem Geleitwort von Otto Quelle

WALTER DE GRUYTER & CO. · BERLIN

1956

*Meiner lieben Frau
zugeeignet*

GELEITWORT

Am 24. Oktober 1954 habe ich Herrn Behrmann meinen aufrichtigen Dank für die viel zu liebenswürdigen Worte ausgesprochen, die er mir in dem am Tage zuvor übermittelten Sonderheft der Zeitschrift „Die Erde“ gewidmet hatte. Nach Abschluß unserer langen Unterredung überreichte er mir in einem verschlossenen Umschlag: das hier nun veröffentlichte Manuskript. „Lesen Sie es bitte in Ruhe gelegentlich durch; wenn Sie meinen, will ich es veröffentlichen. Es hat aber keine Eile. Ich habe es vor allem für die heranwachsende Jugend geschrieben, damit diese sehen und lernen soll.“ Am Ende der Weihnachtsferien 1954/55 habe ich mich dann in die Lektüre des Manuskriptes vertieft. Ende Februar habe ich dann noch einmal gefragt, wann er das Manuskript herausbringen wolle. Aber ohne eine bestimmte Antwort zu erhalten, habe ich dann noch gewartet und erst am Gründonnerstag unmittelbar vor seinem Umzug in die Klinik nochmals mit ihm gesprochen. „Wenn ich wieder gesund bin, will ich es fertig machen“, das war seine letzte Mitteilung; kurz darauf hat der Tod ihn uns entrissen.

So habe ich es für meine selbstverständliche Pflicht gehalten, diese Arbeit der Öffentlichkeit zu übergeben.

Mein erster Dank gilt Herrn D. h. c. Herbert Cram vom Verlag Walter de Gruyter, der sich sofort zur Herausgabe bereit erklärte und in kurzer Zeit das Buch fertiggestellt hat.

Einen weiteren Dank muß ich Fräulein cand. rer. nat. Irene Tritt abstatten, die die Korrekturen gelesen und einige stilistische Änderungen vorgenommen hat. Sonst aber ist am Text nicht ein einziges Wort geändert! Behrmanns Manuskript enthielt keine Zeichnungen; da der Verlag sie für notwendig hielt, hat Fräulein Tritt sich um die Ausstattung mit Kartenskizzen bemüht, die den Lesern willkommen sein werden.

So möchte ich wünschen, daß die Schrift, die Behrmann seiner kurz nach ihm verstorbenen Gattin gewidmet hatte, unserer Jugend und vor allem unseren jungen Geographen reiche Anregung und Freude bereiten möchte.

Berlin, den 1. September 1955

O. Quelle

VORWORT

Nach dem unglücklichen Kriege, als unser armes Vaterland in tiefster Not darniederlag, als sich die Sorgen häuften und die ganzen Gedanken sich nur darauf einstellten, wie man des Leibes Notdurft am heutigen und kommenden Tage befriedigen sollte, erquickte mich das prächtige Buch von Georg Wegener: „Der Zaubermantel“. In ihm führt uns der Weltreisende in ferne Räume und plaudert der begabte Schriftsteller in launiger Weise. In seiner Vorrede lesen wir, daß er das Buch sich selbst zur Erholung in der Notzeit nach dem ersten verlorenen Weltkriege verfaßt habe. Er hoffe, auch seine Leser über traurige Verzweiflungsstimmung hinwegzuhelfen, denn, so schreibt er etwa, ein Wüstenwanderer sehnt sich nach dem Wasser und der Oase. Ich spürte an mir selbst, daß das Wandern unter seiner Führung erfrischend auf Herz und Gemüt wirkte. Da sagte ich mir, du hast doch selbst *der weiten Welt Wunder* geschaut und Gott hat dir vor vielen anderen rechte Gunst erwiesen. Da ist es deine Pflicht, dich aufzuraffen, dankbar das Schöne niederzuschreiben und anderen in ihrer Not zu helfen, wie dir G. Wegener eine Hilfe war.

So entstand dies Buch. Ein Professor der Geographie möchte aber seine Wissenschaft nicht ganz zum Schweigen bringen. Sie ist so schön, daß sie sich mit den Erlebnissen der Reisen durch die weite Welt gut verträgt, sind diese doch die Voraussetzungen für die Beobachtungen. Es mußte nur mein Streben sein, in anmutiger Form die wissenschaftlichen Erkenntnisse vorzutragen und nicht lehrhaft zu werden. Ich wollte die eigenen Erlebnisse in den Vordergrund rücken und freute mich, wenn ich den Stoff durch harmlose Scherze würzen konnte. Möge der Inhalt befreien von den Sorgen des Tages, erheitern und belehren.

Nur ein Kapitel konnte ich nicht schreiben. Die Bitterkeit der eigenen augenblicklichen Lage hat es mir verboten, unter der meine

Familie und ich noch ständig leiden. Wegener lädt uns ein, ihn zu Hause zu besuchen und schildert sein gepflegtes Heim am Eutiner See. Ähnliches ist mir nicht möglich. Mein schönes Heim, geschmückt mit vielen unersetzlichen Erinnerungsstücken aus allen Zonen der Erde, mit Kunstwerken der Steinzeit und der verschiedensten Kulturen und einer erlesenen Bücherei, in dem meine Frau und ich liebe Gäste willkommen hießen, ist in Frankfurt am Main vernichtet. Auch unser Ausweichzimmer daselbst ist beschlagnahmt. Mein geographisches Institut, das ich mit Stolz als eines der schönsten und besten Institute Frankfurts zeigen konnte, ist in der gleichen Nacht dem Feuer zum Opfer gefallen. Doch wurde ich noch glücklich gepriesen, weil mir am stillen See in Babelsberg eine Zufluchtsstätte offen stand. Auch diese ist mir genommen. Hart traf mich das Schicksal. In einer Dachstube entstand das Buch, in der ich notdürftig, fern von der anregenden Universität, unterkam. Des Lebens ungemischte Freude ist auch mir nicht zuteil geworden. Ich hoffe, daß ich trotzdem jeden Unmut vom Inhalt ferngehalten habe.

Mir war das Schreiben des Buches Labsal und Erquickung. Möge es dem Leser hinweghelfen über trübe Gedanken und Stimmungen. Oft war es mir, als wenn ein anderer Mensch durch die Wunder der weiten Welt gewandert wäre und ich nur als Zuschauer dabei gewesen bin. Mit Walther von der Vogelweide möchte ich nach langem vielseitigem Erleben ausrufen:

„O weh, nun sind verschwunden alle meine Jahr’.
Hab’ ich mein Leben geträumet, oder aber ist es wahr?“

W. Behrmann

INHALTSÜBERSICHT

	Seite
Geleitwort	7
Vorwort	9
 Zur chinesischen Mauer und zu den Ming- gräbern	13—31
Meine Vulkane	32—76
Der Vesuv und die Phlegräischen Felder — Stromboli, Vulcano und Ätna — Santorin — Djebel Tair und Aden — Vulkane der Südsee — Die glücklichen Inseln — Deutschlands Vulkane	
 Weißt Du noch? (Erinnerungen an Norwegen)	77—84
Mein Verkehr mit Kannibalen und Stein- zeitmenschen	85—99
Bei den Zwergen in Neuguinea — Am mittleren Töpfer- fluß — Am Südwestfluß — Bei den Hordenhäusern des oberen Sepik — Am Dörferfluß — In Kararau — Beim Handelsvolk des unteren Töpferflusses in Kaamba	
 Wüstenfahrten in der Sahara	100—118
Zu den Ausläufern des Atlas — Im Schott Dscherid — In der Oase Tozeur — In El Wed — Durch das Dünen- meer der Erg — Durch die Hammada — Bei den Mozambiten	
 Geographische Exkursionen mit meinen Studenten	119—140
Beiderseits des St. Gotthard — Fuorcla Surley und Bernina — Exkursionen um Frankfurt am Main — In Istrien und auf dem Monte Maggiore — Unwetter auf dem Hohen Ifen — Auf der Glocknerstraße zur Pasterze und dem Groß-Glockner	

	Seite
Meeresrauschen	141—158
Meeresstille — Leicht bewegte See — Nebel — Bewegte bis grobe See und Dünung — Sturm, Taifun, Orkan	
Jong, Kuenari und Mollebei, meine treff- lichen Hausboys	159—179
Pidgin-Englisch — Meine 3 Boys — Gehalt, Nahrung, Kleidung — Kuenari und mein Haus am Sepik im Hauptlager — Jong, mein vielseitiger Assistent — Ein Tag auf dem großen Vorstoß — Urwald und Sumpf — Auf dem Steilberg	
Durchquerungen der Südkarpaten	180—197
In den Waldkarpaten — Hammelschmuggel — Holz- bahn — Bergrutsche — Rumänisches Volkstum (Sitten, Trachten, Hausbau) — Hirten und Klöster — Formen- welt des Gebirges	
An heiligen Stätten	198—209
Der Nabel der Welt — Warum sind einzelne Orte heiliger als andere? — Jerusalems Stadtbild — In der Grabeskirche — Gethsemaneeh — Die Klagemauer der Juden — Feste Zion und Omarmoschee — Die Wüste im Jordangraben und am Toten Meer	
Terra marique (An den Gestaden des Welt- meers)	210—234
Die Korallen von Beliao — Die Mangrove von Murik — Das Delta des Nils — Das alte Delta der Weser — Das Delta des Jangtsekiang — Strand und Dünen von Borkum und der Kurischen Nehrung — Senkungsküste der Nordsee — Die sinkende Küste Chinas — Die Limane der Dobrudscha — Die Riasküste Nord- Spaniens — Hebungsküsten bei Finschhafen, Messina und Norwegen — Die Gezeitenküste der Normanni- schen Inseln	
Tsinanfu, die Stadt der quietschenden Schubkarren, und der Tausend-Buddha- Berg	235—245

Zur chinesischen Mauer und zu den Minggräbern

Frühmorgens, an einem Tage im Oktober des Jahres 1913, verließ ich das große Hotel des Wagons Lits in Peking, an der Drehtür empfangen von meinem vornehmen Dragoman, Dolmetscher, Führer oder wie ich ihn nennen soll. Er war in einen langen braunen, seidenen Kaftan gekleidet, der seitlich durch Schnüre geschlossen wurde. Er trug noch den langen, fast bis zur Erde reichenden Zopf, der unten durch schwarze Seide mit einer Troddel verlängert war. Diese alte Tracht zeigte an, daß er jedem Umsturz abgeneigt war und konservativ am Alten hing. Nur eine Sportmütze auf dem Kopfe war das einzige Zugeständnis an die schnell fortschreitende Zeit und die Revolution, welche die alte Kaiserzeit abgelöst hatte. Mit tiefer Verbeugung, durch hörbares Einziehen der Luft durch die Zähne, durch Kreuzen der Arme über der Brust begrüßte er mich. Er hatte bereits zwei Rikschas mit den besten menschlichen Trabern aus der herandrängenden Masse herausgesucht und gemietet. Wir stiegen ein und fuhren los.

Peking war noch kaum erwacht. Überall bereitete man auf offener Straße das Morgenfrühstück, so daß Rauch untermischt mit den eigenartigsten Gerüchen die diesige Luft erfüllte. China ist nichts für empfindliche Geruchsnerven, der ferne Osten übertrifft den nahen in dieser Hinsicht bei weitem, und der frühe Morgen den ganzen übrigen Tag.

In schneller Fahrt ging es durch die schnurgeraden, staubigen, aber breiten Straßen der Mandschustadt. Trotz der Frühe kamen uns schon Kamelkarawanen entgegen oder wurden Kulis überholt, die an langer Tragstange schwere Lasten an beiden Enden derselben trugen und mehr laufend als gehend ihrem Ziele zustrebten. Wir passierten die mächtige Stadtmauer durch das malerische Tor Hsi-tschimönn im Nordwesten der Stadt, wo sich der Verkehr durch den engen, schmutzigen, oft verstopften Durchlaß pressen muß. Ein zweistöckiges, mit Holzsäulen verziertes und mit kaiserlichen, gel-

ben Ziegeln bedecktes Torhaus krönt und bewacht den Eingang zur Stadt, für dessen Sicherheit früher ein ganzes Banner Soldaten verantwortlich war.

Bald jenseits des Tores lag der kleine Bahnhof der chinesischen Bahn, der einzigen Eisenbahnstrecke, die die Chinesen mit eigenen Ingenieuren und eigenem Gelde damals gebaut hatten und auf die sie entsprechend stolz waren. Sie führt von Peking über den Nankau-Paß nach Kalgan, sodann nach Nordwesten zur Wüstensteppe Gobi und folgt der uralten, seit Jahrhunderten begangenen Karawanenstraße, die Innerasien mit der altehrwürdigen chinesischen Hauptstadt verbindet.

Auf dem einfachen Bahnsteige mußten wir lange auf den Zug warten; wir beobachteten das Volksleben, besonders eine Mandschu-Familie, die mit Kind und Kegel eine Reise unternahm. Die Mutter hatte eine Flügelhaube auf, bei der schwarze Seide über dünne, breite Holzbrettchen gespannt war und nach beiden Seiten, etwa wie eine Elsässer Haube, abstand. Ungeniert wurde das kleine, in dicken, wattierten Stoff gekleidete Kindchen an die Brust genommen. Die Kleinsten sind überall auf der Erde niedlich, selbst wenn sie gelb sind, Schlitzaugen haben und oben auf dem Kopf nur ein schwarzes Zierbündelchen von Haaren tragen. So auch hier.

Endlich kam der Zug. Er brachte uns durch das volkreiche Nordende der großen chinesischen Ebene, die jetzt im Herbst kahl und abgeerntet dalag. Peking hat keine vor den Mauern liegenden Vorstädte oder Vororte. Unvermittelt grenzt das Ackerbauland an die mauerumgürtete Millionenstadt. Bei der unerschöpflichen Fruchtbarkeit der tischgleichen Fläche, deren Boden sich aus dem berühmten Löß aufbaut, kann die große Volksdichte der Landschaft nicht wundernehmen. Auf allen Stationen wimmelte es von Menschen, die ein- und ausstiegen. Trotzdem aber machte das Land keinen überbesiedelten Eindruck. Alle Häuser, alle Dörfer, alle Städte sind aus dem gleichen gelben Löß gebaut, aus dem der Boden besteht. Auch die Dächer sind gelb und strohgedeckt, sie fallen nicht auf. Jedes Dorf und jede Stadt ist in dieser wichtigen chinesischen Grenzmark gegen die unruhvolle Steppe Innerasiens mit einer Mauer umgürtet. Diese Mauern sind meist nur aus Lößziegeln gebaut, darum ebenso gelb und fahl wie die übrige Landschaft. Kirchen oder

hochragende Gebäude, die in Europa das Bild unterbrechen, gibt es außer ganz vereinzelt Pagoden nicht. Nur wenige Bäume überragen die Mauern und verraten die Siedelungen, aber auch sie sind jetzt in der Trockenzeit verstaubt und gelb von Löß, der ja nichts anderes ist als Staub, der sich in langen geologischen Perioden anhäufte. So ist die Fahrt bis zum Rande des Gebirges bei dem 40 Kilometer entfernt liegenden Orte Nankau sehr einförmig.

Jenseits dieses Ortes, der mit seinen Mauern das ganze aus dem Gebirge heraustretende schluchtartige Tal, durch das der Paß führt, sperrt, beginnt das wilde Gebirge. Der Name Nankau bedeutet „Südmündung“ des Paßtales.

In gewaltigen Schollen bricht das asiatische Hochland im Osten ab zu den Tiefen des Stillen Ozeans, Hoch- und Tiefschollen grenzen aneinander. Die Mongolei ist eine Hochscholle, die chinesische Tiefebene, an deren Nordende Peking liegt, ist gegen diese abgesunken. An der Grenze der Schollen erhebt sich jedesmal ein Gebirge, die darum häufig in Ostasien eine Bogenform annehmen. Nankau liegt gerade an der Grenze zweier Staffeln und somit am Fuß des trennenden Gebirges. Dieses ist zwar nicht hoch, in seinen höchsten Gipfeln etwa 3500 Meter, mißt zumeist nur 1000 Meter, wird im Nankaupaß sogar in nur 633 Meter Höhe überschritten, es ist aber nichtsdestotrotz eine Landschafts-, Klima- und Völkerscheide allerersten Ranges.

In der Tiefe liegt die volkreiche, wohlangebaute Fruchtebene mit ihren Großstädten, Städten, Flecken und Dörfern, auf der Hochfläche jenseits des Gebirges beginnen die unendlichen Weiten der Steppe, fast ohne Anbau mit nur wenigen, dafür aber um so älteren Karawanenstraßen. Es ist das Reich der Nomaden, die mit ihren Herden wandernd den Weideplätzen folgen, in Zelten leben und kaum Dörfer kennen. Größere Orte gibt es nur dort, wo genügend Wasser zur Anlage einer Bewässerungs-Oase vorhanden ist. Das Gebirge schied die Mongolen von den Chinesen, wenn auch heute, wie in geschichtlicher Zeit, das Chinesentum weit nach Nordosten in die Gobi vorgedrungen ist. Zwei grundverschiedene Landschaften werden durch das Gebirge getrennt.

Es ist ferner eine sehr wichtige Klimascheide. Im Sommer, wenn die Hitze über Asien brütet, wird die Luft aufgelockert. Sie strömt vom kühleren Ozean, feuchtigkeitsgesättigt, auf das Land. So auch vom

Gelben Meer über die chinesische Ebene und trifft zum erstenmal beim Nankauschan auf ein Gebirge, das die Luft zum Aufsteigen zwingt, sie dadurch abkühlt und eine Regenfülle sondergleichen gegen die Flanken der Berge schüttet. Alles Erdreich spülen die Wasser zu Tal. Der Chinese hat nun seit Jahrtausenden den Wald verwüstet und muß jetzt, um überhaupt noch etwas Brennmaterial zu haben, sogar das Gras ausreißen. Die Wirkung des Regens wird dadurch nur noch verstärkt. Kahl und nackt, steinig und wild, felsig wie ein Hochgebirge, mit Schluchten, Graten und Zinnen tritt das Bergland an die Ebene.

Wie der Monsunregen des Sommers die Berghänge abspült, so wirkt, wenn auch mit ganz anderen Kräften, der Wintermonsun ebenfalls an deren Zerstörung. Über Sibirien und der Gobi ist es im Winter bitter kalt, die Luft über dem weiten Festlande ist verdichtet, ein Maximum starker Ausprägung und großer Ausdehnung lagert über den Wüsten und Steppen. Die Luft über dem Meere ist warm und aufgelockert. Gewaltige Stürme suchen im Grenzgebiet zwischen Land und Meer den Ausgleich herzustellen. Sie brausen bei klarem Frosthimmel und eisiger Kälte über die Hänge des Nankauschan abwärts. Föhnartig erwärmen sie sich zwar, sind aber an ihrem Ursprungsgebiet so kalt, daß sie trotzdem eisig bleiben. Der Frost sprengt das Gestein, der Sturm fegt den Staub, den Löß, heraus, kann Steinchen und Steine forttragen und reißt das letzte verhüllende Gewand dem Berglande von der Schulter, so daß es nackt und kahl dem Froste ausgesetzt ist. Man kann die Rippen und das Knochengerüst der Berggestalten unverhüllt erkennen und studieren. Vor zwei Monaten saß ich noch im alles verbergenden tropischen Urwald von Neu-Guinea und sollte trotzdem auch geologische Forschungen anstellen. Hier in dem Gebirge Nordchinas drängt sich der Aufbau der Erdkruste ungewollt so in den Vordergrund, daß das Studium der Geologie zum geistigen Genuß wird. Wir stehen auf klassischem Boden, wo sich dem großen deutschen Forscher und Geologen der Aufbau ganz Ostasiens offenbarte, wo Ferdinand von Richthofen den Schollenbau von China erkannte. Darum gerade hatte es auch mich zu diesem Punkte gezogen, und mich enttäuschte der Anblick nicht, sondern erhob mich geistig.

Dieser wissenschaftliche Hochgenuß sollte während der ganzen Fahrt anhalten, die jetzt begann und langsam durch das schluchtähnliche

Tal bergan führte. Die Steigung ist so beträchtlich, daß die chinesischen Ingenieure eine Zahnradstange einbauen mußten, an der der Zug ratternd und pustend bergwärts keuchte. Einmal konnte die Höhe nur gewonnen werden, indem die Maschine an das Ende des Zuges gesetzt wurde. Bergrippen waren oft durchtunnelt.

Neben der Bahn, die an dem linken Talgehänge sich emporwand, führte in der Tiefe des Tales die uralte Karawanenstraße, auf der sich seit Jahrhunderten, ja, man kann ruhig sagen, seit Jahrtausenden der Verkehr zwischen Innerasien und Nordchina bewegt. Von Karakorum, von Urga, Uliassutai, also aus der nördlichen Mongolei und dem Raume des Baikalsees durchziehen die Straßen und Pfade die Wüstensteppe Gobi, um sich in Kalgan zu vereinen und von hier aus gemeinsam ihrem Ziele Peking zuzustreben. Auch vom großen Bogen des Hoang-ho, wo ausgedehnte und reiche Bewässerungsoasen sich im fruchtbaren Lößlande befinden, führt eine Straße nach Kalgan und mit den übrigen Wegen über unseren Paß nach der alten chinesischen Hauptstadt. Es war ja gerade der Sinn und Zweck des ganzen mühsamen Eisenbahnbaus, diesen Verkehr aufzufangen und schnell und leicht nach Nordchina zu leiten. Wie wirkte sich aber dieser gute Plan in der Praxis aus?

Die Karawanen ziehen Wochen und Monate hindurch einsam durch die Wüsten und Steppen. Auf den heißen und durstigen Wegen oder bei der Eiskälte der Winterlager gibt es nur ein Gespräch, um das sich alles dreht, nämlich um das Ziel, um Peking, die alte Kaiserstadt mit ihren Schätzen, guten Quartieren und ihren reichen Gastfreunden und schönen Mädchen. Der in unvergleichlicher Harmonie erbaute Himmelstempel, die Verbotene Stadt, die Marmorbrücken, der Lamatempel, die Halle des Konfuzius, der kaiserliche Sommerpalast oder was sonst alles, erregt in der Öde der Wüstenwanderung die Phantasie ins Unermeßliche. Nun hat man endlich Kalgan erreicht. Nur noch lumpige 200 Kilometer trennen einen vom Paradiese. Und da soll man umkehren? Nein, lieber läuft man die wenigen Tage noch. Die Karawane ist so gut eingespielt, man spart das Geld für die Bahn und die Mühe des Umpackens mit dem Zeitverlust und der Gefahr des Verlustes. So fährt die kostspielige Bahn fast leer, während unten auf der zerfallenen Straße nach wie vor die Karawanen ziehen.

Welch malerisches Bild bietet sich uns dadurch! In langen, langen Reihen ziehen sie unablässig dahin. Voran schreitet in dick wattiertem Gewande der mongolische Führer, von struppigen Wachhunden begleitet. Es folgt der Zug der Kamele, der zweihöckerigen Trampeltiere, wobei ein Tier an den Schwanz des vorangehenden gebunden ist. Mürrisch hängt die Unterlippe herab, das Haupt ist aber stolz erhoben. Die Füße mit ihren weichen Polstern suchen tastend im groben Schutt und auf der zerfahrenen Straße ihren Weg. Vom dicken Pelz hängen Fetzen herab. Die Lasten stehen an beiden Seiten so weit über, daß zwei sich begegnende Karawanen oft nicht zugleich um die scharfen Ecken der Felsen herum kommen. Nur zuweilen schiebt sich ein Wagen in den unaufhörlichen Zug, der sich auf der Straße entlang bewegt. Es ist dann ein federloses Fuhrwerk mit kleinem höhlenartigen Aufbau, in dem der Reisende hockt und ohne Luftzug die ewigen Stöße des schlimmen, ausgefahrenen Pflasters über sich ergehen läßt.

Leider wird die Sonne von Wolken verdeckt. Wir sind im Oktober noch in der Zeit des Monsunwechsels. Das Wetter ähnelt unserm April, der ja auch an der Wende zweier Jahreszeiten steht. Trotzdem wir uns in einer Breite von Neapel befinden, kommen Schauer mit Graupeln vom Himmel und machen mich verweichlichten Tropenmenschen bis ins Mark erschauern. Schnell ziehen die Wolken, umschweben die Felszinken der aufgesplitterten Grate und machen das wüste Tal noch wilder. Die Sonne bricht trotzdem manchmal durch, so daß großer Wechsel der Beleuchtung zur vielseitigen Szenerie tritt.

Wo von rechts und links ein sperrender Felsengrat das Tal einengt, sieht man plötzlich eine mächtige, kühne Mauer von der Höhe zur Tiefe ziehen und wieder zur Höhe emporklimmen. Ich denke bereits, wir sind am Ziel und haben die chinesische Mauer erreicht. Es war aber nur das erste sperrende Vorwerk, dem noch mehrere andere folgen sollten. Ein kahles, wildes Felsental mit vielen Schutthalden und bizarren Rippen festen Gesteins, das an und für sich schon schwer passierbar und darum leicht zu verteidigen ist, wird durch diese klotzigen Mauern schier uneinnehmbar. Man fragt sich immer wieder erstaunt, wie haben es die Baumeister vergangener Zeiten fertiggebracht, auf diese felsigen Grate hinauf zu kommen,

geschweige denn wie es möglich war, die große Zahl der Kulis, die zum Bau nötig waren, hinauf zu schaffen, die zum Bau erforderlichen Steine und Materialien auf den schwindeligen Felstürmen bereit zu stellen und zu vermauern.

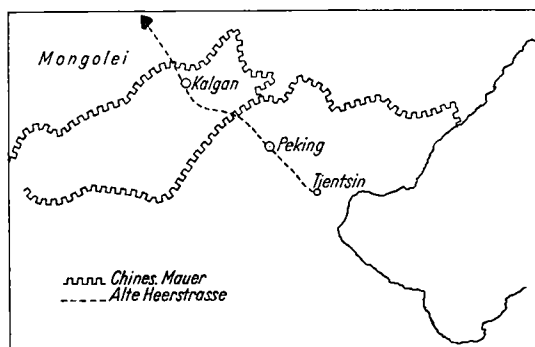
Kurz vor der Paßhöhe tritt die Bahn in einen Tunnel ein. So wird die Ursprünglichkeit der Landschaft an diesem entscheidenden Punkte nicht durch moderne technische Bauten gestört, sondern ist erhalten, wie sie seit Jahrhunderten in ihrer einzigartigen Majestät bestand. Wir verließen den Zug und gingen zu Fuß hinauf zum Paß und zur Großen, ihn beherrschenden chinesischen Mauer.

Vor uns liegt das gewaltigste Bauwerk der Erde. Nicht wie man in Europa eine Mauer errichtet, also schmal und hoch, ist sie gebaut, es ist vielmehr ein ummauerter Wall von großer Breite und Höhe. Dieser mißt unten in der Dicke oder Breite 8 Meter, oben 5 Meter und ist 16,5 Meter hoch. Nach der Feindseite, also nach Norden, ist er überall steilabfallend und aus dicken Quadern errichtet, auch ist er durchlaufend mit starken, mannshohen Zinnen aus behauenen Steinen bewehrt. Nach der chinesischen Seite ist er nicht immer so hoch, da man zuweilen den gewachsenen Felsen ausnutzen konnte. Alle 100 Meter etwa schiebt sich ein klotziger, klobiger Wachturm ein, der die Mauer fast um das Doppelte überragt und auch an den Seiten weit vorsteht.

Solch Riesenbauwerk für eine kurze Strecke zu erbauen, würde schon unsere Bewunderung erregen. Jetzt zieht sich aber dieses gewaltige Befestigungswerk, soweit das Auge blicken kann, über das wildeste Gebirge, steigt in die Täler hinunter, klimmt auf die Grate hinauf, ja, sucht die schroffsten Felsgipfel und steilsten Abstürze auf, um sie zur Verteidigung auszunutzen. Bei dem Wetter, bei dem ich dort weilte, wirkte sie nur noch erhabener und großartiger. Die Wolken verdeckten die höchsten Partien. Bis in den Himmel schien sie zu führen, kam dann wieder auf die Erde zurück und zog auf und ab über das Hochgebirge von Horizont zu Horizont. Da dieser aber nicht frei liegt, sondern man auf einer Paßanhöhe steht, so taucht bald hier, bald dort ein Stück der Riesenschlange auf, die sich über die Berge gelegt hat.

Zuerst erfreut sich das Auge an diesem erhabenen Anblick, an dem wechselnden Spiel von Licht und Schatten im Felsengewirr und der

Majestät und Ruhe des Bauwerks. Dann aber meldet sich der Verstand. Ich sagte mir, du überblickst vielleicht 7 bis 10 Kilometer der großen Mauer. Was bedeutet das aber bei der gewaltigen Ausdehnung des Walles von 2500 Kilometer? In Deutschland entspricht das einer Entfernung von Köln nach Königsberg, zurück nach Köln und noch einmal zurück bis nach Berlin. Ein solcher Bau würde, selbst



Lageskizze: Von Peking zur großen Mauer

mit modernsten Mitteln ausgeführt, Bewunderung erregen. Dort aber würde er durch blühende Kulturlandschaften führen, hier dagegen übersteigt er die ödesten Gebirge. Er sucht stets die Grenze der Steppe auf, Gebiete, wo das Wasser knapp ist oder ganz fehlt, wohin die Nahrung für die Armeen von Kulis mühsam herangeschafft werden mußte. Erst in Jahrhunderten ist der Bau fertig geworden, begonnen wurde er schon 228 Jahre vor der Zeitrechnung, vollendet erst zur Zeit Karls des Großen.

Es zieht der gigantische Wall, die Riesenmauer, das größte Bauwerk der Erde, vom Ufer des Gelben Meeres, wo das schroffe Gebirge steil ins Wasser abfällt und bei Schanhaikwan nur einen leicht zu sperrenden Durchlaß frei läßt, bis zu dem Paß im Nankauschan, wo wir stehen, auch Pataling genannt. Nach Westen setzt er sich fort bis zum Knie des gelben Flusses, des Hoang-Ho, führt dann bis nach Jü-mönn in der Provinz Kansu. An den gefährdetsten Stellen ist die Mauer auf weite Strecken doppelt gezogen. So bei unserem wichtigen Paß, da in einer Entfernung von 135 Kilometer bei dem von mir bereits oft genannten Orte Kalgan noch einmal

sich in ganz ähnlicher Großartigkeit die Mauer wiederholt. Dabei wollen wir ganz schweigen von den örtlichen Verstärkungen derselben. So hatten wir bei der Bahnfahrt wiederholt sperrende Vorwerke passiert. Auch auf der Paßhöhe Pataling selbst verzweigte sich die Mauer, einen Hof von etwa 500 Metern zwischen sich lassend, so daß man zwei Tore zu passieren hatte, die beide durch Türme gesichert waren.

Wie durch die Trajanswälle im Westen der innerasiatischen Steppen, in Bessarabien und der Dobrudscha, so ist hier im Osten, nur viel machtvoller, das Kulturland der sesshaften Bevölkerung gegen die Nomaden durch die Mauer geschützt. In der Steppe und Halbwüste leben die Hirtenstämme mit ihren Herden. Ihr Reichtum und Wohlstand hängt völlig vom Gedeihen der Herden ab. Nur wenn ausreichend Wasser vorhanden ist, grünt die Flur, ist die Weide reich und damit Wohlleben und Üppigkeit gegeben. Fehlt der Regen und damit das Wasser, so durstet und hungert die Herde, es tritt ein großes Sterben ein und Not und Elend herrscht auch unter den Stämmen. Nun kann aber leider in Zentralasien mit seinem kontinentalen Klima nicht immer mit ausreichenden Niederschlägen gerechnet werden. Vielmehr ist die Unsicherheit, ob Regen fällt oder nicht, um so größer, je größer ein Kontinent ist. Durch die Natur der Dinge sind in Steppen und Wüsten magere und fette Jahre in unberechenbarem Wechsel gegeben. Der Beruf eines Hirten machte aber die Reitervölker zu mutigen, ja verwegenen Menschen. Bevor sie darben und hungern mußten, setzten sie sich in Bewegung und fielen in die reichen, lockenden Kulturgebiete der sesshaften Ackerbauern ein. Besonders, wenn eine rücksichtslose, oft grausame Führernatur sich an die Spitze der Reitermassen stellte, die sich eben so schnell zusammenschlossen wie sie bald darauf wieder zerfielen, dann drangen sie raubend und mordend in die randlichen Fruchtebenen ein, einen lähmenden Schrecken um sich verbreitend.

Gegen diese in gewissen Abständen stets wiederkehrende Gefahr mußte die reiche, wohlangebaute chinesische Tiefebene geschützt werden. In genialer, großzügiger Weise ist dies durch den Bau der Riesenmauer gelungen, welche die Reitervölker in der Steppe zurückhielt und China eine Entwicklung in Ruhe und Wohlstand gewährleistete. Oft wandte sich sogar der innerasiatische Völkersturm gegen Europa, das seine schwersten Schicksalsstunden durchlebte,

wenn sich die östlichen Horden aus Asien in Bewegung setzten und das Herz des Erdteils bedrohten. So wirkte der Bau der Mauer, an der wir im fernen Osten stehen, sogar auf die Geschichte der Heimat ein. Nur selten gelang es ganz großen Heerführern, wie Tschingis-Khan, den Grenzwall zu bezwingen. Dann lag die chinesische Ebene ungeschützt und frei dem Zugriff ausgeliefert.

Solche und ähnliche Gedanken müssen jedem beim staunenden Anblick dieses Wunderwerkes mittelalterlicher Technik kommen.

Durch das eine der beiden Tore betrat ich den großen Hof innerhalb der umgrenzenden Mauer auf der Paßhöhe. Wo sich hier der Verkehr drängt, wo die Karawanen aus Innerasien und China sich begegnen und nach dem Anstieg rasten, bevor sie weiter ziehen, ist für chinesische Bettler die beste Gelegenheit, Almosen zu erheben und einige Münzen zu sammeln. Dazu müssen sie das Mitleid der Geber erregen. Nun kann man dem Ostasiaten alle erdenklichen Eigenschaften nachrühmen, daß er aber eine mitleidige Seele habe, wird wohl kaum jemand zu behaupten wagen. Die Bettler müssen zu möglichst drastischen Mitteln greifen, um überhaupt beachtet zu werden. Verdreht, in widerliche Lumpen gehüllt, einen ekelhaften Gestank verbreitend, meist blutige oder eiternde Wunden, auch halb abgefaule Gliedmaßen einem entgegenstreckend, so umdrängen sie die Reisenden. Oft kommt zum eigenen Gewimmer noch das Gekratze auf einer einseitigen, mißgestimmten Geige. Wenn sich der seltene Glücksfall ereignet, daß ein mitleidvoller Europäer sich ihren Fangarmen nähert, so stürzen sie sich auf das unglückliche Opfer und umdrängen es schreiend. Ich war auf meiner Reise durch China durch Schaden klug geworden und hatte mit meinem Drago-man ausgemacht, daß er alle Trinkgelder, Eintrittskarten, Almosen usw. für mich zu bezahlen hätte und ihm eine nicht zu geringe Pauschale dafür angesetzt. Es hat sich dies Verfahren glänzend gelohnt. Mit einer Flut von sicher nicht sehr zarten Schimpfworten, bei denen die Großmütter der Bettler eine gebührende Rolle spielten, vertrieb er den üblen Haufen. Die chinesische Sprache benutzt drei verschiedene Tonhöhen. Beim Schimpfen werden die hohen Töne noch höher, die tiefen noch tiefer gebildet, so daß fast eine Melodie entsteht.

Zwischen den Toren konnte die Mauer erstiegen werden. Auf ihrer Höhe kam einem die große Breite erst recht zum Bewußtsein. Die

Krone ist so breit, daß sich zwei Wagen hätten begegnen können, wenn die Steigung es nicht verboten hätte. Wo das Bauwerk zu steil an den Bergflanken empor strebte, waren Stufen in die Straße auf ihrer Höhe eingelassen. Ich erstieg einen der höchsten Wachttürme und hatte jetzt einen weiten Blick in das nach Kalgan und zur Gobi führende Tal.

Welch ein Gegensatz zwischen dem Blick diesseits und jenseits der Mauer! Das wilde Felsengebirge mit seinen scharf eingerissenen Talfurichen diesseits habe ich geschildert. Jenseits aber beginnt die Weiträumigkeit, die erhabene Ode und Leere der Steppe. Als eine flache Mulde zieht das Tal weiter gen Kalgan, weiträumig mit sanft geschwungenen Bergflanken und breiter Talsohle, auf der der Karawanenweg ohne Mühe wie ein verwildernder Strom, der kein festes Bett finden kann, hin und her pendelt. Von den Bergen ziehen überall ausgedehnte Schuttkegel in die Talmulde hinunter, wodurch die Flanken abgerundet werden. Schon hier am Rande des asiatischen Kontinents beginnt das, was uns der große Geograph von Richthofen lehrte, was ich im Hörsaal gelernt und selbst lehrend weiter gegeben hatte, ohne es gesehen zu haben, das „Ertrinken der Gebirge im eigenen Schutt“.

Wie leer und schal ist angelerntes Buchwissen! Wie reich und lebendig das eigene Sehen und Erleben einer Landschaft! Was in der Studierstube schwer vorstellbar, kompliziert, manchmal sogar unnatürlich erscheint, löst sich beim Anblick der Bergwelt selbst mit Leichtigkeit auf, wird übersichtlich und klar, so daß es einem wie Schuppen von den Augen fällt. So ist es mir oft mit scheinbar schwierigen geologischen oder morphologischen Fragen gegangen, darum ist, wie Penck sich ausdrückt, die Beobachtung die Grundlage der geographischen Wissenschaft. Nebenbei gesagt ist es auch erheblich schöner, draußen in Gottes freier Natur Herz und Lunge zu erquicken, als in der Studierstube Bücherstaub zu schlucken. So auch hier.

Ich sah einfach und brauchte gar nicht zu überlegen, wie bei dem eisigen Winterklima die oberste Haut aller Berge im Froste zerfällt, sich in Schutt verwandelt. Es reicht der Sommermonsun nicht, oder nur selten, mit seinen Regenfluten über den Gebirgskamm hinüber, es kann also das Wasser, das ja in der Steppe fehlt, den zerfallenen Fels nicht weiter auflösen oder fortschaffen, er muß also liegen bleiben und sich anhäufen. Kleine Wirkungen summieren sich im

Laufe der Zeit. Es rechnet aber die Wissenschaft nicht nach Jahren, sondern nach Jahrmillionen. Dazu kommt der Staub, den der Wüstensturm aus der Gobi in alle Vertiefungen geblasen hat. Wie eine Stube verstaubt und verdreckt, wenn die Hausfrau nicht für Reinlichkeit sorgt, und das schon in unserem Klima, so versinken hier Berge und Täler in ihrem eigenen Schutt, so daß schließlich nur noch die höchsten Gipfel herausschauen. Zwar ist es hier noch nicht ganz so weit, stehen wir doch erst am Rande von Innerasien. Aber alle typischen Erscheinungen sind bereits zu beobachten. Schmutz und Dreck ist malerisch, ein Schuttgebirge nicht minder. Hell leuchten die oben spitzen, unten breiten Schuttkegel, die, soweit das Auge reicht, die Flanken der Talung begleiten. Dazwischen schauen stets die düsteren Bergrippen und felsigen Gipfel hervor.

Ich bin mehrere Stunden auf der Mauer auf und ab geklettert, habe oben mein mitgenommenes „Tiffin“ verspeist, an dem mein Führer gerne teilnahm, bin dann, nach dem Besuch eines ärmlichen Dorfes an der Paßhöhe, zur Eisenbahn gegangen, um mit der Zahnradbahn langsam und genußreich durch die Felsenlandschaft wieder nach Nankau bergab zu fahren. In dem kleinen, schmutzigen, aus Löß gebauten und von einer Mauer aus Löß umgebenen Ort fand ich im Gasthaus gutes Quartier. Nur störte eine aufdringliche französische Gesellschaft, die selbst hier nicht auf größere Mengen von eigenem, mitgebrachten Champagner verzichten konnte, die Nachtruhe.

Da ich bei Dunkelheit eingetroffen war, sah ich erst am kommenden Morgen, daß ich in einem völlig chinesischen Hause untergebracht war, was bei der europäischen Betriebsführung abends nicht aufgefallen war. Es bestehen diese Häuser aus einer Reihe von einzelnen Gebäuden, die gemeinsam von einer Mauer umschlossen sind. Man versteht die Bauweise nur, wenn man den symbolischen Charakter berücksichtigt, den die Chinesen vielen ihrer Handlungen und Lebensäußerungen aufprägen. Man faßt es unter dem Begriff „Geomantie“ zusammen. Nicht alle Erdstellen sind gleich glückbringend. Der Süden ist die Eingangspforte des Heils und Glücks. Von Norden bedrohen die Geister des Unheils Leben und Geschick der Bewohner. Der Osten und Westen sind mehr neutrale Himmelsrichtungen. Nachdem man durch Priester den günstigsten Bauplatz durch Opfer hat feststellen lassen, baut man den einladenden Tor-
eingang nach Süden, um das Glück und die guten Geister zu sich zu